

Miszellen

Zenta Maurina — Über Schopenhauer und Hans Zint

Ein Beitrag zur Schopenhauer-Rezeption

Von Bernhard Adamy (Maintal)

Zenta Maurina — Biographische Notiz

1897 geboren in Lejasciems (Livland) als Tochter eines lettischen Arztes und einer deutschen Mutter

1902 Erkrankung an Poliomyelitis, dauernde Gehunfähigkeit

1922 nach Abitur am russischen Gymnasium in Libau Literaturstudium in Riga; Staatsexamen für das Lehramt; literarische Tätigkeit durch Vorträge, Übersetzungen, essayistische und epische Arbeiten; Lektorat an der Pädagogischen Hochschule

1929 Fortsetzung des Studiums in Heidelberg bei Gundolf und Rickert; aufsehenerregende Promotion in Riga (1934/8); rasch wachsender Ruhm als lettische Schriftstellerin; grundlegende Dostojewskij-Monographie (1932 lettisch, russisch und englisch; überarbeitet 1952 deutsch und schwedisch)

1940 Besetzung Lettlands durch russische Truppen

1941 Erscheinungsbeginn der *Gesammelten Werke* in zehn Bänden (lettisch); Besetzung Lettlands durch deutsche Truppen

1944 Flucht nach Schweden (über Hermsdorf in Schlesien u. Detmold)

1946 (bis 1963) Gastdozentin an der Universität Uppsala; regelmäßige Vortragstourneen durch Deutschland und die Schweiz; Entstehung des umfangreichen deutschsprachigen Werkes (Maxim.-Dietrich-Vlg. Memmingen)

1966 Übersiedlung nach Bad Krozingen b. Freiburg; in den folgenden Jahren durch Vorträge und Bücher internationale Resonanz; zahlreiche Ehrungen (u. a. Schongauer-, Adenauer- und Gryphius-Preis)

1978 gestorben in Basel, bestattet in Bad Krozingen

I

Nur zwölf Jahre nach ihrem Tode scheint Zenta Maurina beinahe vergessen. Als Mahnerin und Warnerin, als Kulturkritikerin und Zeitzeugin, als Mittlerin zwischen der Literatur Ost- und Westeuropas, als Schriftstellerin gehört sie zu den bedeutenden Frauengestalten dieses Jahrhunderts. Ihre nachhaltige Wirksamkeit als Vortragsrednerin und Autorin, bis Mitte der 70er Jahre immer noch

zunehmend, ist Geschichte. Weder Literaturwissenschaft noch Medien nahmen sich des 25-bändigen, deutschsprachigen Werkes dieser „lettisch-deutschen Europäerin“ (so nannte sie sich) je an; und wenn die Dichterin selbst noch 1976 bemerkte, die großen Zeitungen schwiegen sie tot, so ist dem bis heute nichts hinzuzufügen. Die Gründe dafür liegen, grob gesprochen, weniger in einer Geringschätzung der vorwiegend autobiographischen Form dieses deutschsprachigen Werkes und dessen ungekünstelt schlichter, klarer und vornehmer Sprache; sie liegen in der gezielten Ignoranz gegenüber provozierend „unzeitgemäßen“ Themen, gegenüber der „Weltanschauung“ einer Schriftstellerin, die es wagte, noch in den Jahren der „soziologischen Methode“ von einer Literatur des christlichen Abendlands zu sprechen, kompromißlos vor jedem Totalitarismus (insbesondere dem bolschewistischen) zu warnen, und die jede tragfähige Veränderung der Gesellschaft abhängig sah von Initiative und Kultur des einzelnen. Daß Zenta Maurina einen Humanitätsbegriff artikuliert, der die strikte Ablehnung jeder Massenbewegung voraussetzt, der Kultur als Ehrfurcht und Mitleid, Sensibilisierung und Selbstbeherrschung verstand, war das eigentlich Faszinierende für die große Zahl ihrer Hörer und Leser; ins Klischee vom „engagierten Literaten“ paßte diese Frau deshalb nicht; ihr Engagement war kein ephemeres. Eine furchtlos geäußerte Kritik an entsprechenden Tendenzen und Persönlichkeiten der deutschen Literaturszene, z. B. an Böll, tat ein übriges, um sie — zu Unrecht — in die Hinterwäldler-Ecke zu stellen; und so widerfuhr ihr auch nach dem Krieg und in Deutschland jenes Schicksal, das ihr bestimmt zu sein schien: lebenslang nicht nur zwischen den Kulturen, sondern auch zwischen den Fronten zu stehen, wie sie es denn — auch darin ein wahrhaft großer Künstler — keinem politischen System je hatte rechtmachen können. Der vorliegende kleine Aufsatz, der einer speziellen Fragestellung gilt, kann diese Zusammenhänge nur andeuten und muß die außergewöhnliche Biographie dieser außergewöhnlichen Frau in knappsten Stichworten voranstellen. Er möchte diesbezüglich, auch aus Anlaß des zehnten Todestages der Dichterin im vorletzten Jahre, auf ihr Werk verweisen, das sich diesen Problemen umfassend widmet.¹

II

Selbstverständlich gehört Zenta Maurina in das Resumée der Schopenhauer-Rezeption, das im vorigen Jahrbuch versucht wurde,² mit hinein, wenigstens am Rande. Wenn man das berühmte Wort Wilhelm Buschs paraphrasiert, Schopenhauer wohne Wand an Wand mit dem Christentum, nur daß die Wand keine Tür habe, könnte man das Verhältnis Zenta Maurinas zu unserem Philosophen ähnlich beschreiben: — Wand an Wand mit Schopenhauer, ohne daß die Wand eine Tür hat. Diese Wand *ist* das Christentum, — aber: diese Wand hat Fenster. Immer wieder scheint Schopenhauer in den Büchern dieser Dichterin auf, meist in zustimmendem, positivem Sinn.³ Daß die Maurina dennoch „auf Abstand hielt“, daß sie keine Schopenhauer-Jüngerin wurde, liegt vor allem an ihrem Glauben an einen persönlichen Gott, an ein letztlisches Bewahrtsein des Menschen durch göttliche Gnade und an ihrer Überzeugung, daß die menschliche Existenz bejahenswert und wunderbar sei, sofern die kulturschaffenden Kräfte des schöpferischen Geistes sie formbildend beherrschten. Dieses ihr „Ja“ ist ein anderes als etwa dasjenige Erich Kästners⁴, welches im Grund wider das innere Besserwis-

sen, wider das Einbekenntnis der Unverbesserlichkeit der willensbeherrschten Realität gesprochen wurde; es ist ein zwar aus Zweifeln geborenes, aber kraftvoll idealistisches, freies und starkes Ja; es wird wie ein Leitmotiv („Süße des Lebens“) bis zum Ende durchgeführt und festgeschrieben, und zwar desto bestimmter, je stärker diese Dichterin Leid und Schmerz, später Resignation, Erschöpfung und Alter erfahren mußte. Daß sie Schopenhauers Philosophie dennoch „brauchen“ konnte, verwundert nicht, wenn man ihre Biographie näher betrachtet und deren Übermaß an Beschränkung, Bedrückung, körperlicher Insuffizienz, Armut, Elend, menschlicher und gesellschaftlicher Enttäuschung⁵ bedenkt. Die lebenslange Fesselung an den Rollstuhl — mit all ihren permanenten Folgebeschwerden; die Zerrissenheit der äußeren Existenz über Jahrzehnte hinweg, gepeinigt von der Auseinandersetzung mit Unvernunft, Brutalität und Terror totalitärer Regime; die Erfahrung, überall auf verlorenem Posten zu stehen, wo es darum ging, die Erträge europäischer Geistesgeschichte zu vermitteln und zu einem Wertebewußtsein aufzurufen, dieses (mit einem herrlichen Wort von Richard Benz gesprochen) Leben in einem verworfenen Orden⁶: all das war Anlaß genug, nach Leitbildern und verlässlichen Deutungen der „empirischen Erfahrung“ zu suchen. Fast alles, was Zenta Maurina über Rang und Wirkung der Kunst, über die Notwendigkeit einer vom Geist (und vom Ästhetischen) ausgehenden Gestaltung des Lebens sagt, könnte unbedingt auch von Schopenhauer gesagt worden sein. Und es wird in ganz derselben souveränen, kühlen, kritischen Distanz zum Massenbetrieb des Gewohnten und Gewöhnlichen, Normierten und „Normalen“ gesagt, oft auch mit demselben leisen, ironisch gefärbten Spott — oder auch mit derselben unerbittlichen Verachtung. Unter solchen Voraussetzungen erklärt sich, warum diese Dichterin, angesichts massiver Zweifel am Sinn des Daseins, bemerkenswerterweise zur Philosophie (namentlich zur Philosophie Schopenhauers) — und zur Bibel greift, letzten Endes: zu zwei Seiten derselben Medaille.

III

Sobald man mehrere Bücher Zenta Maurinas gelesen hat, merkt man, daß überall Gedanken und Motive, Wertungen und Wertschätzungen auftauchen, die auch für Schopenhauer von Bedeutung sind; eine gleichgerichtete geistige Unterströmung deutet sich an, die oft mehr aussagt als zufällige Zitate. Das wird bereits in jenem Passus deutlich, der von der frühesten Schopenhauer-Erfahrung der Dichterin spricht:

„Zur Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit“, schreibt sie in ihren Essays *Über Liebe und Tod*, „kann man sich und andere durch Vorbilder und philosophische Studien erziehen, kaum aber zur Güte, die wie die Heiterkeit und das musikalische Talent eine Gabe ist, die man vernachlässigen oder pflegen, sich aber nicht willkürlich aneignen kann. [...] Schopenhauer wurde in meiner Jugend zu einem meiner Lieblingsphilosophen, als ich im zweiten Bande seines Hauptwerkes ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘ folgende Stelle las; nein, ich las sie nicht, ich merkte sie mir auswendig, um, wenn es mir an eigener Kraft gebräche, einen Stab als Stütze zu haben: ‚Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemaine

Güte des Herzens sich kundgetan, gleichsam verkört und umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere Weisheit verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt.⁴
Ich entsinne mich genau: Wie ein Sonnenpfeil zerschnitten die Worte Schopenhauers den einsamen, grauen, trüben Novembersonntag.⁴⁷

Mit Blick auf das, was im Abschnitt II über Zenta Maurinas Ja zum Leben gesagt wurde, ist es charakteristisch, ja natürlich, daß die Dichterin gerade durch diese Textstelle (eine der wichtigsten; — Schlußwort vieler Veranstaltungen der Schopenhauer-Gesellschaft) zu Schopenhauer kommt. Sie hält an dieser Bindung fest, auch als 1929 in Heidelberg der alte Heinrich Rickert, der geistige Erbe Windelbands, Vertreter des ‚transzendentalen Idealismus‘, über Sokrates, Kant und Fichte lesend, Schopenhauer nicht erwähnt. Als die Maurina 1935 den lettischen Romanisten Konstantin Raudive, ihren künftigen Lebensgefährten, kennenlernt, spielt Schopenhauer einmal mehr eine Rolle. Raudive, der von Janis Rapa, dem damals bedeutendsten Verleger Lettlands, zum Leiter der philosophischen Abteilung des Verlages bestellt worden war, arbeitete gerade über Motivähnlichkeiten der Kulturen. (So entdeckte er einen Hauch indischer Weisheit bei dem Katholiken Calderón — ‚Das größte Verbrechen des Menschen ist, geboren zu werden‘ — oder verglich die uralten lettischen Dainas mit der Sanftheit der Upanishaden. Auch war eines seiner diesbezüglichen Themen der Buddhismus.) In ihrem Erinnerungsband, erschienen kurz nach Raudives Tod (1974)⁸, bemerkt die Maurina:

„Während ich diese Zeilen schreibe, sehe ich im Geiste das Bücherregal in seinem Rigaer Schreibzimmer. Neben Schopenhauers gesammelten Werken in französischer Übersetzung die gesammelten Werke der hl. Theresia in spanisch. Die Upanishaden, mehrere Bände Konfuzius [...]“⁹

Vermutlich gingen von zahllosen Gesprächen mit Raudive immer wieder Impulse in Richtung Schopenhauer aus, namentlich auch was das Problem ‚Schopenhauer und das Christentum‘ betrifft. Aufschlußreich erscheint hier eine Bemerkung über Raudives Arbeitsfreundschaft mit dem Juristen, Philosophen und Parapsychologen Hans v. Noorden (geb. 1892), den Zenta Maurina gelegentlich als „Erben Beethovens und Schopenhauers“ bezeichnete. Noorden, der „sich Schopenhauer besonders verbunden fühlte“, habe gesagt:

„Gewöhnlich stellt man Schopenhauer als Atheisten dar, dieses Urteil wurzelt in einer Unkenntnis. Ein tief denkender Mensch kann nicht die Ansicht vertreten, daß mit dem irdischen Dasein alles beendet ist.“¹⁰

Aber auch sonst kommt die Unterhaltung oft auf den Philosophen, dessen Werk man immerhin so gut kennt, daß Stehgreif-Zitate möglich sind. In ihren Briefen aus dem Exil¹¹ nämlich berichtet die Dichterin (Brief vom 21. 1. 1949) über die weltverlorene Begeisterung Raudives bei der Arbeit an bestimmten literarischen Projekten — und kommentiert mit Schopenhauer:

„Wer nicht zeitlebens ein großes Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchterner, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger der Welt sein, nur nimmermehr ein Genie.“ Ach ja, Schopenhauer hat nur allzu recht!¹²

Noch ein Jahr vor ihrem Tode erwähnt sie die „Weisheit Schopenhauers“¹³, bezogen auf ein Zitat, mit dem sie sich ihre eigene momentane Situation zu beschreiben versucht — Abgesang eines langen, bis zuletzt von unermüdlicher schriftstellerischer Arbeit erfüllten Nachsommers:

„Im Alter gibt es keinen schöneren Trost, als daß man die ganze Kraft seiner Jugend Werken einverleibt, die nicht altern.“¹⁴

IV

Jenseits biographischer Momente aber wiegen jene erwähnten Gedanken, Wertungen und Wertschätzungen schwerer, die gewissermaßen indirekt im Sinne Schopenhauers vorgebracht werden, als mehr oder weniger bewußte Zeichen einer Wahlverwandtschaft. Man muß sich allerdings hüten, sie überzuinterpretieren; doch kommt der Rezeptionsforschung durch bloßes Aufspüren solcher Parallelen eine besondere kulturgeschichtliche Bedeutung zu. Es geht dabei nicht darum, mit positivistischer Akribie nachzuweisen, wer — salopp gesprochen — von wem abgeschrieben hat; es gilt vielmehr, ‚familiae‘ geistig Gleichgesinnter zu bestimmen: Welche Schaffenden haben sich in den Dienst welcher Ideen gestellt? Nur so können Schöpfer und Garanten bestimmter Wertvorstellungen ausgemacht, kann ihr zu Lebzeiten meist individuell geführter Kampf um Weltbild und Weltverständnis posthum eingebunden werden in die historische Gesamtbemühung jener, die ähnlich dachten.

Sobald man Zenta Maurina, die kundige Vermittlerin vieler europäischer Kulturen, als — entfernte — Wahlverwandte Schopenhauers sieht, begreift man die Eigenart ihrer dichterischen Persönlichkeit besser. Das gilt z.B. bei ihrem Ringen um „die durchsichtige Art des einfachen Schreibens über tiefere Dinge“ — „Bernsteinklarheit — mein Ziel“¹⁵; bei der Sublimierung des sprachlichen Ausdrucks zum verhaltenen, gleichsam von innen heraus glühenden Stil ihrer Altersreife. Dann ist da das schopenhauernahe Motiv des Anti-Chauvinismus, die Formel vom „Nationalismus als europäische[r] Hochmutspest“¹⁶; schließlich Zenta Maurinas allgemeines und spezielles Menschenbild — das Bild des durchschauten Menschen, mit dem gleichwohl Nachsicht geübt wird, eine Nachsicht der Distanz:

„Wer sich gegen Verbitterung und Enttäuschung schützen will, darf von seinen Mitmenschen nicht zuviel verlangen. Die Menschen sind nicht so sehr böse als dumm.“¹⁷

Was bei Schopenhauer „Fabrikwaare der Natur“ heißt, taucht bei Zenta Maurina in einem Zitat Lionardos auf:

„Es gibt Menschen, die man nicht anders als einen Durchgang von Speisen, Vermehrer von Kot und Füller von Abritten nennen muß, weil durch sie nichts anderes auf der Welt erscheint... und von ihnen nichts anderes übrig bleibt als volle Latrinen.“¹⁸

Die Auseinandersetzung mit der Fragwürdigkeit und Niedrigkeit des Menschen (als eigentlich vorherrschender Komponente der *conditio humana*) nimmt im Werk der Dichterin einen dominierenden Platz ein; Leben wird als „unheilbare Krankheit“¹⁹ bezeichnet — ein Grundfehler der menschlichen Denkweise sei es, die Grausamkeit des Lebens zu ignorieren;²⁰ allerdings dürfe das Elend der Welt nicht zum zynischen Menschenverächter machen.²¹ Wie bei Schopenhauer spielt bei Zenta Maurina eine wache, kritische Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Kultur ihre besondere Rolle; einen ihrer Essays in schwedischen Zeitungen überschreibt die Dichterin mit „Die Langeweile und der gehetzte Mensch“ (1961), und die Negativ-Faktoren Gemütsverkümmern, Liebes-, d. h. Mitleidsmangel, Gefühlsarmut und „Verkopfung“, mangelnde Sensibilität für das Ästhetische, ein zunehmend fehlendes Wertebewußtsein werden derart häufig diskutiert, daß es den Anschein hat, als seien alle ihre Bücher nur geschrieben worden, um einen umfassenden geistig-moralischen Niedergang zu beschreiben. Schopenhauer wird bei der adäquaten Interpretation dieser Negativ-Faktoren zu einem Kronzeugen, da er „der Menschheit die Bedeutung des Willens zum Bewußtsein“ brachte²² — er wird aber auch zum Bürgen für den Bestand einer Gegenwelt, für das „innere Reich“. Eine der wichtigsten Thesen der Maurina, häufig wiederholt und variiert, besagt, die Wurzeln wahrhafter Kultur seien „Ehrfurcht und Mitleid“²³: Hier schließt sie — bewußt? — wie selbstverständlich an Schopenhauer an, ebenso in ihrer Benennung von Heilmitteln gegen jene übermächtige „Bedeutung des Willens“. Formende, Ehrfurcht und Mitleid schaffende Mächte sind für sie Natur (Landschaften) und Bildung (Bücher), sind seelische Kräfte wie Kontemplation, Konzentration und Stille;²⁴ Schopenhauers Begriff der reinen Anschauung liegt hier nicht fern. Mit dieser inneren Haltung verbindet sich bei Zenta Maurina (wie bei Schopenhauer) ein bewußter Verzicht auf das Äußerliche und Üppige, Ablenkende und Luxuriöse — der Wille zur Beschränkung.²⁵ Nur so könne Kultur an ihr Ziel kommen; dieses Ziel aber ist „der beherrschte Mensch“²⁶.

Freilich, für Zenta Maurina gibt es so etwas wie die Idealvorstellung eines solchen Menschen, die Schopenhauer, sieht man einmal von seinen Bemerkungen über den Heiligen und über den Künstler ab, fremd war. Die Dichterin denkt an das liebende, weltoffene, wenn man so will: an das ‚heile‘ Ich; schließlich glaubte sie (mit Teilhard de Chardin), daß das Universum evolutionär auf eine Vergeistigung zugehe, und daß somit eine Art ‚Fortschritt‘ der Menschheit möglich sei, eben durch ein Übergewicht von Phantasie und schöpferischer Kraft, um dem Tierischen und Gewohnheitsmäßigen der Instinkte und Triebe zu entkommen. Es war dies der theoretische Reflex jenes erwähnten Ja zum Leben; Schopenhauer kennt solche Erwägungen nicht. Indes hat Zenta Maurina gewußt, daß sie diesen Glauben („Mein Ziel: die Welt anzunehmen, wie sie ist...“²⁷) als schöpferischen Impuls brauchte. Der Glaube blieb Wunschtraum. Bereits in ihrem ersten (und berühmtesten) deutschsprachigen Essayband *Mosaik des Herzens* hatte sie als Leitmotiv den Gedanken ausgeführt, „daß Menschsein vom Erlebnis des Schmerzes untrennbar ist“²⁸, und hatte dieser Erfahrung das „Verlangen [!] nach Freude“²⁹ entgegengesetzt, also strenggenommen kein wirklich erlösendes Moment, sondern eben nur wieder einen Akt des Willens. Später kommt sie dann, trotz aller Fortschrittshoffnungen, zu einem Ergebnis, das sich ganz mit Gedanken Schopenhauers deckt:

„Daß der Mensch seit Platons Zeiten in seiner Fähigkeit, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, im Drang, das Böse zu bekämpfen und das Gute zu verwirklichen, Fortschritte gemacht hat, kann ich nicht einsehn.“³⁰

Ebenso ambivalent wie zu dem Thema ‚Menschheitsentwicklung‘ erscheint das Verhältnis der Dichterin — letzten Endes — sogar zum Thema ‚Glauben‘, was auszuführen hier nicht der Ort ist. Zweifelsohne hat sich Zenta Maurina stets, je älter sie wurde, desto bestimmter, im Sinne der christlichen Lehre ausgesprochen, hat kurz vor dem Tode, bis dato ohne kirchliche Bindung, sogar die Konversion zum Katholizismus vollzogen;³¹ dennoch wächst jedes ‚fromme‘ Bekenntnis bei ihr, mag sie es noch so frei und stark äußern, auf dem Boden des Zweifels an einem persönlichen Gott. Ihr Ja zu Gott kommt — wie ihr Ja zum Leben — aus Hoffnung und Wunschtraum, aus dem (oben zitierten) „Verlangen“. So formuliert sie denn die Forderung, man müsse „trotzdem“ beten, auch wenn man an keinen persönlichen Gott glauben könne.³² Aber wie definiert sie diesen persönlichen Gott?

„Ich weiß, daß ich von einem transzendenten Wesen, dessen Namen ich nicht kenne, abhängig bin. Das Unergründliche nenne ich Gott. Er ist ein Künstler von nie erschlaffender Schaffenskraft. Aus den Eigenschaften der Materie allein sind weder die strengen Ordnungsgesetze der Natur noch die Schönheit des Kosmos zu erklären. Es gibt seiende Dinge, die unserer Erfahrung entzogen sind.“³³

Gott als numinose, alles bedingende, alles aus sich hervortreibende Urkraft, die sich in den Erscheinungen objektiviert — man wird auch hier entfernt an Schopenhauer erinnert. Das Fenster in der Wand, hinüber zu Schopenhauer, scheint geöffnet, mag die Terminologie im einzelnen auch verschieden sein. Noch weiter offen steht das Fenster, wenn man das Geniebild der Maurina betrachtet³⁴ oder auch ihren Begriff von Rang und Wirkung der Kunst, insbesondere der Musik³⁵, oder, damit zusammenhängend, die Bedeutung, die die Heiterkeit für sie hat. Es ist eine Heiterkeit „über dem Abgrund: der heitere Mensch in den Pausen des Leids und der Verzweiflung“³⁶; das ist ganz Schopenhauer, auch wenn die Dichterin diesen Satz dann mit Gotteszuversicht und Schicksalsergebenheit verbindet. Tatsächlich aber spielt für sie der Begriff einer resignativ geläuterten Heiterkeit³⁷ die entscheidende Rolle, und das zeigt sich, wenn die Dichterin einen der schönsten Sätze Schopenhauers zitiert: „In tristitia hilaris, in hilaritate tristis“³⁸. Nur insofern wir „sub specie mortis leben“, erklärt die Maurina dazu, können wir „sub specie hilaritatis et amoris“ leben.³⁹ Denn:

„Wer zum persönlichen Ungemach, zu Mißerfolgen und zum Übel, zur Unwissenheit keinen Abstand gewinnen kann, wählt vielgestaltige Zerstreuungen, die er wie einen wackligen Wandschirm zwischen sich und dem Tod aufstellt. Man gibt sich plattbequemem Optimismus hin, macht Jagd auf Geld und Lust, um nicht an den Tod zu denken.“⁴⁰

Und noch deutlicher, in der Zusammenschau der einzelnen gedanklichen Linien an anderer Stelle:

„Es gibt Menschen, die ihr Leben dem Tode offenhalten, die gelassen leben und sterben. Nicht nur wahre Christen, die an die Fortexistenz der Person im Jenseits glauben, sind es [...]. Gegengift gegen die Todesangst ist Loslösung von

allem Irdischen, Bändigung der Affekte, eine Haltung, die die Brahmanen und Buddhisten, die den Menschen selbst als Unwesen betrachten, voller Zuversicht dem Tode entgegengehen läßt. ‚Wir sind im Grunde etwas, das nicht sein sollte; darum hören wir auf zu sein‘, heißt es beim buddhistisch gesinnten Schopenhauer. Und in der Bhagavadgita: ‚Der Mensch kommt aus dem Unbekannten und läuft ins Unbekannte, das Leben ist nur eine kurze Strecke.‘“⁴¹

V

Lebenseinsichten wie diese sind natürlich Ergebnis eines langen, intensiven, mühevollen Dialogs — nicht allein mit unzähligen Dichtern und Denkern verschiedener Epochen und Nationen, die von Zenta Maurina befragt wurden, sondern auch mit bedeutenden Zeitgenossen, die sie so oft als möglich aufsuchte, um Gespräche zu führen. Ihre lebenslange Sinnsuche (die sie gelegentlich als eigentlichen Anlaß und Beweggrund zum Schreiben bezeichnet), Indiz einer gewissenmaßen philosophischen Grundhaltung, erfordert einen fruchtbaren Gedankenaustausch. Manchmal findet sich auch zufällig ein Gesprächspartner von Rang, selbst in Zeiten der Not. Einer dieser zufälligen Gesprächspartner war Hans Zint (1882-1945), von Beruf Jurist, Vorsitzender der Schopenhauer-Gesellschaft in den Jahren 1924-1936, der Vorgänger Arthur Hübschers.⁴² In dem Kapitel „Der deutsche Idealist“ des dritten Bandes ihrer Autobiographie⁴³ berichtet die Dichterin ausführlich darüber. Zum Verständnis dieses Textes, den ich als unbekanntes Dokument, aber auch als Textprobe hier folgen lasse, sind einige geschichtliche Informationen nötig, die zugleich die Biographie Zenta Maurinas berühren: Während ein Teil der lettischen Gesellschaft noch glaubt, einem eventuellen Krieg Nazi-Deutschlands als neutrale Nation, „wie aus einer Loge heraus“, zuzuschauen zu können, gibt Hitler im deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt die baltischen Staaten Stalin preis, der sie sogleich besetzt und ein bolschewistisches Terrorregime errichtet. Der politischen Zwangseingliederung in die UdSSR korrespondiert die kulturelle Gleichschaltung durch eine sowjetische Literaturgeschichtsschreibung, Zensur, Verhöre und die Verbreitung von Angst; bis zum Juni 1941 sind 150 000 Letten nach Sibirien verschleppt worden, ohne daß Hilfe vom Völkerbund gekommen wäre. Auch Zenta Maurina steht ‚auf der Liste‘; Warnungen erreichen sie, sie müsse fort; ihr drohe ‚Schutzhaft‘ bei der Geheimpolizei. Als im Juli des Jahres die deutsche Armee Riga erobert, hält die Dichterin wieder Vorträge an der Universität — unter Aufsicht der Gestapo. Als bald muß sie erkennen, daß die Nazis genauso dumm, brutal und ideologisch borniert sind wie ihre ‚roten‘ Vorgänger; sie muß sich von den Deutschen sagen lassen, die Letten seien ein tumbes Bauernvolk, das nicht Kultur, sondern Kühe benötige. Die Dichterin versucht, ihren Begriff von Humanität lehrend und schreibend aufzuweisen, gerät aber, als sie es nicht unterläßt, über russische Literatur zu lesen, in den Geruch von ‚Landesverrat‘. Bevor die Russen zurückkehren, gelingt ihr, zusammen mit Raudive, in einem klapprigen alten Wagen die Flucht, eine Flucht ohne Ziel in ein ‚neues‘ Leben, das lange Provisorium sein wird. Erst 1953 fand die Dichterin wieder eine eigene Wohnung. In Ostpreußen werden die Flüchtlinge von ebenso unfreundlichen wie hochmütigen Gutsbesitzern rasch weitergewiesen, man ist froh, daß diese Leute nicht bleiben; im Erzgebirge macht man Station, Riga ist am 13. Oktober 1944 an die Russen gefallen. Hermsdorf im

Riesengebirge liegt in der Nähe Agnetendorfs, wo der greise Gerhart Hauptmann in seiner Villa „Wiesenstein“ das Ende einer Epoche erlebt. Es kommt zu keiner Verbindung zwischen ihm und Zenta Maurina. Die Dichterin in ihrem vorläufigen Quartier fühlt sich isoliert, elend; Weihnachten 1944 wird voller Panik erlebt, die Kämpfe um Breslau haben begonnen, die Ahnung steigt auf, daß die Flucht weitergehen wird. In dieser Situation, in Unsicherheit, Gefahr und Angst, trifft Zenta Maurina Hans Zint. Hier nun der Text:⁴⁴

Der deutsche Idealist

Jede Begegnung mit einem Lichtmenschen weist uns einen neuen Weg. Glückliche wäre ich, besäße ich die Kraft, jedem meiner Freunde, den großen, deren Leuchtkraft über Länder und Meere reicht, wie auch denen, die keinen lauten Namen, aber ein liebevolles, welt-offenes Herz hatten, ein Denkmal zu errichten.

Nach meinem ersten Nietzsche-Vortrag am 16. Oktober [1944] kam ein silberhaariger, schlanker Herr von aristokratischem Äußern auf mich zu und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie den Mut hatten, in unserer unmenschlichen Zeit Romain Rollands und Malvidas Namen zu nennen. Romain Rolland ist nämlich mein Wegweiser. Ich habe mit ihm in Briefwechsel gestanden. Darf ich Sie besuchen oder, wenn es Ihnen nicht beschwerlich ist, kommen Sie bitte zu mir. Vielleicht wissen Sie Näheres über Romain Rollands Tod.“ (So abgeschnitten lebte man damals, daß man ihn, dessen Friedensstimme nicht mehr durch die Mauer des Hasses drang, bereits im Oktober 1944 für tot hielt.)

Das war mein erstes Gespräch mit Dr. Hans Zint, dem großen Schopenhauerianer, dem „Präsidenten“, wie man ihn kurzweg in Hermsdorf nannte. In seinen blauen Augen, unter den schwarzen buschigen Brauen, leuchtete jenes Feuer der Güte, das den Wert eines Menschen ausmacht. Sein furchiges Gesicht war von einem wehen Lächeln verklärt. Er war Landgerichtspräsident in Breslau gewesen; die Anforderungen der Hitlerzeit verabscheuend, sah er sich gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, und siedelte als Privatmann ins Riesengebirge über. Er lebte in einem geräumigen, burgartigen Hause mitten in einem großen Garten, abgeschieden von der Geselligkeit der Kleinstadt, in lebendigem Briefwechsel mit seinen in der Welt zerstreuten Freunden. Der Tag gehörte stiller, einsamer Arbeit, weiten Spaziergängen in die Berge. Gewissenhaft antwortete er auf alle Briefe, las und schrieb, ohne etwas für den Tag zu produzieren. Tröstung suchte er in der Musik, hin und wieder spielte er selbst Klavier. Krankheiten hatten seinen Blick vertieft. Die Grausamkeiten des ersten Weltkrieges, an dem er teilgenommen hatte, waren die Ursache eines schweren Nervenzusammenbruchs gewesen. Nicht so sehr die ärztliche Kunst als die nimmermüde, dienende Liebe seiner klugen Frau, die ihm ein guter Kamerad und eine sichere Stütze war, die seinen geistigen Regungen tiefstes Verständnis entgegenbrachte und die Reizbarkeit seines sensiblen Geistes und Körpers kannte, hatte ihn der Macht der Finsternis entrissen. Die Geschehnisse der Terrorzeit beurteilte er mit wachem Gewissen und die innere Stimme war der einzige Richter, dem er sich unterwarf. In Hermsdorf kannte ihn jedermann. Unvergesslich sind mir die Worte eines schlichten Handwerkers: „Der Präsident ist der edelste Mensch von ganz Hermsdorf.“

Um in den schwarzen Gewässern der Melancholie nicht zu versinken, hatte ich mir fest vorgenommen, an das Verlorene nicht zu denken, an all das, was als Teil meines eigenen Selbst gewaltsam von mir abgetrennt war. Und nun befand ich mich in seinem Schreibzimmer, wie durch einen Zauber in eine Welt versetzt, deren Zusammensturz ich bereits erlebt hatte. Romain Rolland, Schopenhauer, Goethe, Gerhart Hauptmann schauten von den Wänden zu mir herab, und ihre Werke bauten eine schützende Mauer um mich.

Ein großer Teppich dämpfte die Schritte, das Licht der vielen Lampen war gedämpft wie die Stimme, die zu mir sprach. Ewig und unzerstörbar ist die Festung des Geistes. Geographische Grenzen, Völkerhaß, Vernichtungswut — sind das nicht Alpträume eines kranken Gehirns? In sich geeint, ewig und still ist die Welt der Schönheit und Wahrheit. Wie wohl tat es, nach unendlich langer Zeit wach und gesund zu sein, auf einem Lehnstuhl zu sitzen, der mir meine körperliche Gebrechlichkeit nicht zum Vorwurf machte. Die Brücke, die durch Alter und Nation getrennte Ufer verband, hieß Romain Rolland. Ich durfte in der Mappe, in der der Briefwechsel wohlgeordnet lag, blättern. „Daraus will ich Ihnen einmal vorlesen. Doch nicht jetzt. Heute sind Sie noch zu müde. Einmal im Frühling. Im Garten. Oder auf unserer Terrasse, wenn die Amseln die Kuchenkrumen vom Kaffeetisch auflesen.“ (Diesen Frühlingstag zu erleben, war uns nicht beschieden.)

Als ich mich verabschieden wollte, hielt er mich zurück: „Einen Augenblick, noch einen Heiligen meines Hauses müssen Sie sehen.“ Wie erstaunt war ich, als er mir die Photographie Gerhart Hauptmanns brachte. Die Welt des Dichters in Wiesenstein und die des Philosophen in Hermsdorf erschien mir unvereinbar. Wie konnte ein Verehrer Senecas und Schopenhauers mit einer „Wanda“ zurechtkommen? Ich sah in Hauptmann mehr das Widerspruchsvolle, die Fragwürdigkeit seiner Größe. Dr. Zint hörte in den Gegensätzlichkeiten die Einheit. Wir beide sympathisierten mit dem Bekämpfer des sozialen Elends, dem das Soziale keine klassenkämpferische Angelegenheit, sondern Menschlichkeit war. Mit seiner leisen Stimme las mir Dr. Zint „Col di Rodi“ vor, das Gedicht, das ihm die Landschaft am Mittelmeer von Ospedaletti, wo er von schwerer Krankheit Genesung gefunden hatte, vergegenwärtigte.

„Das ist schön“, sagte ich, „aber daß Sie ihn zu den Heiligen Ihres Hauses zählen, wundert mich doch. Als Romain Rolland die Elite Europas aufrief, gegen die Barbarei des Krieges zu protestieren und an die Deutschen die Frage richtete: seid ihr Goethes oder Attilas Söhne?, antwortete Gerhart Hauptmann: Krieg ist Krieg.“ Erst nach einer guten Weile nahm Dr. Zint wieder das Wort: „Auch die besten unter uns werden im Kriege blind. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß der ehrenwerte Philosoph Wilhelm Wundt im Alter von zweiundachtzig Jahren eine Rede über den heiligen Krieg hielt, als ob Mord und Ausrottung je heilig sein könnten.“

Da fiel mir ein, daß Maeterlinck, der Deutschland kurz vor dem ersten Weltkrieg das Gewissen der Welt genannt hatte, während des Krieges zu einem fanatischen Deutschen-hasser wurde und sich in schrecklichen Schmähungen ergoß: „Jeder Deutsche von einem Ende des Landes bis zum anderen hat sich als Raubtier offenbart, und der feste Wille unseres Planeten wird sie schließlich alle in Acht und Bann tun.“ Ich bereute, so viel gesagt zu haben. Sein Gesicht erlosch, sein Blick wurde trübe, seufzend sank er in einen Lehnstuhl: „Die Bilder des Elends und der Schmach geben mich nicht frei. Immer wieder, besonders, wenn alles um mich her schön und wohlgeordnet ist, sehe ich die schrecklich verstümmelten Soldaten. Glauben Sie mir, hätten die Menschen ein wenig mehr Phantasie, besäßen sie die Fähigkeit, sich den Schmerz des Mitmenschen vorzustellen, gäbe es keinen Krieg.“ Die Verzweiflung des ersten Weltkrieges hatte er noch nicht überwunden, als er bereits Zeuge der viel gigantischeren Schrecken des zweiten sein mußte.

Mit Gerhart Hauptmann hatte er einige Briefe gewechselt, ihn aber nie besucht. Er wollte nicht einer der unzähligen Neugierigen sein, die die Zurückgezogenheit des Genies stören, so sagte er. Doch vielleicht fühlte er unbewußt, daß ein persönliches Zusammentreffen die Illusion von der Größe des geliebten Dichters zerstören könne. Erst durch Dr. Zint lernte ich „Indipohdi“ kennen, das Drama, das als Testament Hauptmanns angesehen werden kann. Dr. Zint hatte dem Dichter zu seinem zweiundachtzigsten Geburtstag gratuliert und zeigte mir den Antwortbrief, aus dem hervorging, daß Gerhart Hauptmann den Brief des Philosophen zu den Dingen zählte, um deretwillen das Leben sich lohne. Über das Drama „Indipohdi“ heißt es in diesem Brief: „Ich würde wünschen, daß man es — wenn ich nicht mehr bin — von Zeit zu Zeit an einem Erinnerungstag zu meinem Gedächtnis aufführe. Sie sehen daraus, wie sehr sich Ihre Gedanken mit den meinen be-

rühren.“ Um meinen silberhaarigen Freund zu erfreuen, pflegte ich ihn bei seinen Besuchen mit dem ein oder anderen Zitat aus „Indipohdi“ zu begrüßen und versuchte dabei solche zu wählen, die der Stimmung des Tages entsprachen:

„Wahrlich, fast muß ein Wunder kommen, wenn
der düstre Himmel sich entwölken soll,
der murrend schicksalsschwere Rätsel sammelt.“

Doch das Werk selbst, das in so großem Maße von Shakespeares „Sturm“ beeinflusst ist, empfand ich als rhetorisch, und das Vorbild, nach dem es geschaffen, war mir unvergleichlich lieber. Je wilder der Haß um uns flutete, desto leidenschaftlicher suchten wir Gedanken-Aussprüche der Güte und des gegenseitigen Verstehens.

Zu Weihnachten schenkte er mir den Briefwechsel Romain Rollands mit Malvida von Meysenbug, und seine bereits zitternde Hand hatte als Widmung ein charakteristisches Zitat aus einem an ihn gerichteten Brief Rollands hineingeschrieben.

Auch er sah es als seine besondere Mission an, die entferntesten Völker und Menschen durch das Band der Freundschaft zu vereinen. War er nicht ein Erbe der großen Malvida? Gleich ihr hatte er sich vom „Korn Goethes“ genährt. Seine Ehrfurcht und seine mit einem gesunden Gefühl des eigenen Werts verbundene Demut, sein ästhetischer Sinn, seine Liebe zur Musik, das hohe Ethos seines Freundschaftsbegriffes machten ihn zum typischen deutschen Idealisten, zu einem Anverwandten des siebenjährigen Schulz mit dem jungen Herzen, den Romain Rolland als Repräsentanten des unsterblichen Deutschland so unvergleichlich geschildert hat: die gleiche angeborene Lauterkeit, die gleiche Treuherzigkeit, die gleiche aus den Ascheresten der Melancholie aufsteigende Wärme ewigen Hoffens. Der ihm angeborene Adel, die Souveränität seines Geistes erinnerte mich bald an Hermann von Westermann, bald an Onkel Hans, obwohl letzterer wenig Sinn für Philosophie gehabt hatte. Ich sah in Dr. Zint das Gesicht all jener deutschen Menschen, die ich im Leben und in Büchern geliebt und verehrt hatte, ich entdeckte in ihm immer neue lebenswerte Züge im Verlangen, einen Schutzwall gegen die Abscheulichkeiten zu bauen, die sich gegenwärtig auf deutscher Erde vollzogen.

Bei unseren Gesprächen dachte ich an Ciceros rühmende Rede über das stille, mild verklärte Alter, das sich nicht weigert, sich durch neues Wissen zu bereichern. Unsere Zeit ist wohl so morsch geworden, weil man mit dem Wort Greis nicht mehr die Vorstellung einer ehrenwerten Persönlichkeit, sondern die einer Ruine verbindet.

In schwarzer Dunkelheit und eisigem Frost kam er zu mir, um den Tag in einem philosophischen Gespräch ausklingen zu lassen. Als ich ihm erzählte, daß unter den sechs Büchern, die ich aus meiner Bibliothek gerettet hatte, ein Band Schopenhauer und ein Band Seneca waren, strahlte sein Auge. Es war, als hätten wir gemeinsame Ahnen entdeckt. Bald darauf erhielt ich von ihm ein Bild Schopenhauers, eine Kopie des Ölporträts von Julius Hamel. In die Sofaccke gelehnt, den Kopf dem Beschauer zugeneigt, schien Schopenhauer fortan unserem Gespräch zu lauschen. Unwillkürlich dachte ich an die Anekdote: Im Speisehaus, wo er täglich zu Mittag aß, war er bereit, für jeden Gedanken einen Dukaten zu zahlen, aber die Münze blieb immer in seiner Tasche. Durch die Gespräche mit Dr. Zint wäre er bald an den Bettelstab gekommen. Was das Porträt von Hamel betrifft, so hat sich Schopenhauer darüber folgendermaßen geäußert (und dies ist keine Anekdote): „Das Bild ist erschreckend ähnlich, ist trefflich gemalt, aber ich bin es nicht, das ist ein beschränkter Dorfschulze.“ Er wollte im Porträt kein Spiegelbild sehen, er wollte ein „lyrisches Gedicht“, aus dem die ganze Persönlichkeit mit ihrem Denken, Fühlen und Wollen spricht. Dem Porträt folgten Schopenhauers und Nietzsches sämtliche Werke, die Tragödien von Sophokles, wie auch andere Bücher, die Dr. Zint z. T. in zweifacher Ausgabe besaß.

Jahrelang Vorsteher der Schopenhauer-Gesellschaft und Schriftleiter der Jahrbücher, war Dr. Zint tief in die leuchtende Dunkelheit des großen Pessimisten eingedrungen. Schlicht, prägnant und klar haben seine Essays viel Wesenhaftes über diesen Philosophen ausgesagt.

„Nehmen wir aus dem Leben die wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der Liebe — was bleibt übrig als eine Reihe trivialer Gedanken?“ Diese Erkenntnis des zwanzigjährigen Schopenhauer hat Dr. Zint zum Leitmotiv seiner Betrachtungen erhoben.

„Mit Unrecht nennt man Schopenhauer einen Pessimisten“, sagte er einmal zu mir, „sein Pessimismus gilt ja nur für das gewöhnliche Dasein. Das bessere Bewußtsein, der Kristallisationskern seiner Philosophie offenbart sich in der Kunst und Naturschönheit, im Glück des mitleidenden Herzens, in den Taten der selbstlosen Aufopferung.“

Von der niederdrückenden Gegenwart retteten wir uns in die Philosophie und von ihr ermüdet — in Luftschlösser. Eines davon trug die Inschrift: „Ein Sommerausflug auf die Schneekoppe“, ein anderes „Reise nach Ospedaletti“. Nachdem wir im Geiste an die Riviera gereist waren, um der erstarrenden Kälte, die hinter den Fenstern klirrte, zu entfliehen, sagte er im Fortgehen: „Das Schönste im Leben ist die Illusion. Niemand wußte das besser als Leopardi.“ Über den italienischen Romantiker, von dem er einige Gedichte übersetzt und über den er eine Wesensdeutung veröffentlicht hatte, sprach er voller Enthusiasmus: „Eine wahrhaft glühende, hoch auflodernde Seele, die sich aber eingesperrt fand in einen verkrümmten, verwachsenen und siechen Körper, gefesselt von Lebensnotdurft und den engen Vorurteilen seines Elternhauses.“ Eine wunderschöne Totenmaske des Dichters war mit einem schwarzsamtnen Tuch zugedeckt und wurde nur in feierlichen Augenblicken für bevorzugte Gäste enthüllt.

Drang das blutige Licht neronischer Taten bis zu uns, griffen wir zu Seneca, dankbar, daß die wertvollsten Erkenntnisse gemeinsames Gut der gesamten Menschheit sind. In der Seneca-Verehrung Dr. Zints rührte mich ganz besonders eine kleine Episode: da Senecas Schriften ebenso wie schönes Briefpapier nicht mehr käuflich zu haben waren, hatte Dr. Zint für einen persönlich unbekanntem Freund in München, mit dem er in Briefwechsel stand, eine Auswahl aus den Werken des römischen Philosophen eigenhändig in der Originalsprache pedantisch sauber abgeschrieben. Er meinte in der Zeit der Luftangriffe seinem Freunde keine bessere Stärkung senden zu können. Ehe dieses seltsame Brevier abgeschickt wurde, durfte ich es einige Abende bei mir behalten. In der Zeit des stumpfsinnigen Mordens entströmte den Weisheiten, die in einer neronischen Epoche entstanden waren, ein Hauch des unversehrbaren abendländischen Erbes. Wenn ich viele vortreffliche Züge bei Dr. Zint bewunderte — seine Fähigkeit, Rücksicht zu nehmen, seinen Fleiß, seine geistige Elastizität, seine Herzenswärme — so ganz besonders seine Einstellung zum Tode, in der er mit dem römischen Philosophen übereinstimmte.

Meine Gespräche mit ihm waren in dieser angstvollen Zeit seelische Tröstung. Auch versuchte ich, mich an die altbewährte Weisheit Vaters zu halten: Stürmt Kummer auf dich ein, laß nur die Hälfte hinein, die andere bewahre für den kommenden Tag.

Literatur

- Mosaik des Herzens. Essays. 14. Aufl. Memmingen 1979.
- Denn das Wagnis ist schön. Memmingen 1953.
- Nord- und südliches Gelände. Schwedische Tagebücher. Memmingen o. J. (ca. 1961).
- Jahre der Befreiung. Schwedische Tagebücher 1951-1958. Memmingen 1965.
- Die eisernen Riegel zerbrechen. Geschichte eines Lebens. 3. Aufl. Memmingen 1968.
- Abenteurer des Menschseins. Memmingen 1970.
- Um des Menschen willen. Thema und Variationen. 4. Aufl. Memmingen 1976.
- Mein Lied von der Erde. Wegstrecken. Memmingen 1976.
- Meine Wurzeln sind im Himmel. Letzte Wegstrecken. Memmingen 1979.
- Briefe aus dem Exil 1945-1951. Memmingen 1980.
- Über Liebe und Tod. Essays. 4. Aufl. 1987.

Anmerkungen

¹ Wenigstens sind die meisten der oben verzeichneten Bücher (und darüber hinaus einige weitere) noch zu haben; auch bemüht sich der Maximilian Dietrich Verlag-Memmingen seit neuestem, die längst vergriffenen wieder aufzulegen, was aber zwangsläufig von der ‚Lesernachfrage‘ abhängt. An Sekundärliteratur gibt es über Zenta Maurina so gut wie nichts. Otto Schempps kleine Biographie *Das Herz hat Flügel* (Memmingen 1957) ist längst vergriffen und bot auch nicht viel mehr als allgemeine Umrisse der Lebensgeschichte, ohne auf das deutschsprachige Werk (das überdies damals erst in wenigen Bänden vorlag) einzugehen. Im Handel ist noch der von Maximilian Dietrich selbst besorgte Band *Zenta Maurina. Bilder aus ihrem Leben* (Memmingen 1983) mit einer guten Einleitung von Christoph Lippelt. Das Foto-Material ist außerordentlich interessant und dokumentiert vor allem die überragende Schönheit der Physiognomie der Dichterin, ihr ästhetisches Ambiente. Im Anhang befindet sich eine nützliche Bibliographie, die auch das Sekundärschrifttum erfaßt, welches aber strenggenommen nicht so genannt werden kann, da es sich ausschließlich um kleinere, biographisch orientierte Aufsätze und kurze Notizen in Zeitungen und Zeitschriften handelt.

² Bernhard Adamy: Künstlerphilosophie par excellence. Zur Schopenhauer-Rezeption der deutschen Literatur, in: 69. Jb. 1988, 483 ff.

³ Eine Auseinandersetzung entspinnt sich nur einmal, in einem der Essays *Über Liebe und Tod* (S. 143-145), über Schopenhauers Behauptung, der Tod eines guten Menschen sei in der Regel ruhig und sanft.

⁴ Bernhard Adamy: Nicht nur „Enkel der Aufklärung“: Schopenhauer-Anklänge bei Erich Kästner, in: 68. Jb. 1987, 122 ff.

⁵ Dies hatten ihre Leser — wie sie selbst in *Mein Lied von der Erde* (S. 212) bemerkt — als einen der wichtigsten Züge ihres Werkes erkannt.

⁶ Margarethe Parzeller [Hrsg.]: *Wanderer zwischen den Zeiten. Aus dem Nachlaß von Richard Benz*. Sigmaringen 1983, S. 49: „Der [...] höhere Mensch [...] lebt in einem verworfenen Orden.“ Benz hatte auch — ebd. — einen Satz geprägt, der nicht nur an sich hellsichtig ist, sondern auch zufällig auf die beschriebene politische Situation Zenta Maurinas paßt: „Der geistige Mensch ist jeder Herrschaft irgendwie nicht untertan und lebt in jedem Staat nur als ob.“

⁷ A. a. O., S. 122.

⁸ *Konstantin Raudive zum Gedächtnis*. Memmingen 1975.

⁹ Ebenda, S. 14.

¹⁰ Berichtet in: *Denn das Wagnis ist schön*, a. a. O.

¹¹ A. a. O., S. 96 f.

¹² Ebenda.

¹³ *Meine Wurzeln sind im Himmel*, S. 270.

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ *Jahre der Befreiung*, S. 66.

¹⁶ *Nord- und südliches Gelände*, S. 316.

¹⁷ A. a. O., S. 123.

¹⁸ *Meine Wurzeln sind im Himmel*, S. 225.

¹⁹ *Nord- und südliches Gelände*, S. 142.

²⁰ *Die eisernen Riegel zerbrechen*, S. 10.

²¹ *S. Nord- und südliches Gelände*, S. 325.

²² *Abenteuer des Menschseins*, S. 79.

²³ *Briefe aus dem Exil*, S. 10; s. auch: *Die eisernen Riegel zerbrechen*, S. 179; ebenso in: *Jahre der Befreiung*, S. 40: „Ob heute ein Mann noch fähig wäre, das Buch eines Zeitgenossen schluchzend zu lesen?“

²⁴ Ich zitiere nur wenige aussagekräftige Stellen: „Muße ist Voraussetzung zur inneren Reife, zum Wachstum, zum Schaffen, mit einem Wort: zur Innerlichkeit. [...] Der innerlich

Verarmte, Ausgehöhlte, auch der Zwiebelmensch, der Kernlose, kämpft gegen die Langlewige wie gegen seinen bösesten Feind.“ (*Mosaik des Herzens*, S. 150); Muße müsse allerdings eine geistige Fähigkeit hervorbringen helfen, müsse aus stiller Betrachtung bestehen, die später den ganzen Menschen beeinflusst und formt. Schopenhauer setze „beim genialen Künstler das objektive Weltauge voraus“, und sehe „das Wesen des Genies in der Fähigkeit zur Konzentration“ (*Persönliches und Überpersönliches*, Riga 1943, Kapitel „Gelassenheit zur Zeit der Katastrophen“). — Während ihrer Assisi-Fahrt April 1961: „Im Klosterhof am Brunnen sitze ich längere Zeit allein. Es gibt weder Vergangenheit noch Gegenwart — nur die Seligkeit reinen Schauens und Lauschens.“ (*Nord- und südliches Gelände*, S. 370) „Die Freude des Schauens steigert sich bei mir bis zum Rausch [...] Schauen — das ist Seelennahrung, Auffüllung des inneren Reservoirs, aus dem Manuskripte, Träume, Vorträge gespeist werden [...] und Lesen, unbeschreibliche Wonne, ist der heiligste Genuß meines Lebens, Aufhebung der Erdschwere, Beflügeltsein.“ (Notiz am 7. 12. 1955. In: *Jahre der Befreiung*, S. 212)

²⁵ Dazu Raoul Francé: „Kultur [...] ist der Verzicht auf gewissen Nutzen, eine Selbstbeschränkung zugunsten eines höheren Menschentums, nämlich von Erreichung von Lebensharmonie. Kultur haben, heißt Opfer bringen aus Einsicht, sie setzt also Einsicht voraus, d. h. die höchste Fähigkeit des Denkens. Die Opferwilligkeit ist die höchste Form von Charakter. [...] Das Kennzeichen der Gegenwart ist eine geradezu vollendete, sich selbst beinahe schon schädigende Zivilisation und ein sehr schwaches Kulturstreben.“ Zitiert aus: *Welt, Erde, Menschheit*, Berlin 1928, abgedruckt in: Margarete Parzeller: „Erinnerung an Raoul Francé“ [zu seinem 40. Todestag], in: *Leben und Umwelt* 26,3, Wiesbaden 1989 (1988).

²⁶ *Um des Menschen willen*, S. 238.

²⁷ *Abenteuer des Menschseins*, S. 112.

²⁸ *Briefe aus dem Exil*, S. 12.

²⁹ Ebenda.

³⁰ *Abenteuer des Menschseins*, S. 263.

³¹ „Der größte Trost der christlichen Kirche ist das Versprechen der Erhaltung des persönlichen Ich.“ (*Nord- und südliches Gelände*, S. 267)

³² *Mein Lied von der Erde*, S. 129.

³³ *Nord- und südliches Gelände*, S. 139.

³⁴ Das Genie sei letztlich unerklärbar (*Meine Wurzeln sind im Himmel*, S. 257), sei Seelendeuter und Wegweiser (*Um des Menschen willen*, S. 56 f.), sei „die gewaltigste Macht der Welt“ — kraft seiner Phantasie (*Denn das Wagnis ist schön*, S. 372).

³⁵ Vgl. dazu („Befreiung aus der Lebensdüsternis“ — *Meine Wurzeln sind im Himmel*, S. 127) *Über Liebe und Tod*, S. 118 f.

³⁶ *Über Liebe und Tod*, S. 120.

³⁷ Albrecht Goes prägte den Begriff der „von der Sorge bewachte[n] Heiterkeit“.

³⁸ In: *Nord- und südliches Gelände*, S. 135.

³⁹ *Über Liebe und Tod*, S. 174.

⁴⁰ Ebenda, S. 154.

⁴¹ Ebenda, S. 142.

⁴² S. Arthur Hübscher: *erlebt — gedacht — vollbracht*. Bonn 1983.

⁴³ *Die eisernen Riegel zerbrechen*.

⁴⁴ Ebenda, S. 383-391. Daß die Beziehung zum Hause Zint lose weiterbestand, belegt u. a. (in: *Nord- und südliches Gelände*, S. 323 f.) eine Notiz vom 21. 4. 1951, Zints Tochter habe die Dichterin am Hamburger Hauptbahnhof abgeholt.